

Jörg Paulus

## Tage und Daten

### Perspektiven einer diagonalen Philologie

Auf den ersten Blick scheint sich die Philologie nicht besonders stark für eine Teilhabe an jenen »transversalen Vorgehensweisen« zu empfehlen, in denen der französische Ethnologe, Soziologe und Literaturwissenschaftler Roger Caillois das Potential sah, die »denkbaren Kombinationsmöglichkeiten« der Wissenschaft »quer zu den geltenden Klassifikationen« ›diagonal‹ zu erweitern.<sup>1</sup> Und tatsächlich sucht man philologische Akzente eher vergeblich unter den Ansätzen der vergangenen Jahre, das ›diagonale Denken‹ philosophisch, soziologisch, medienanthropologisch sowie kunst- und literaturwissenschaftlich zu aktualisieren,<sup>2</sup> – es sei denn, man wollte – zum Beispiel im Rückgriff auf August Boeckh – dafür plädieren, dass philologisches Denken und Handeln als ein integrales und approximatives immer schon ein ›diagonales‹ gewesen ist.<sup>3</sup>

Wenn man sich indes mit einer solchen retrospektiven historischen Relationierung im Argumentationsmodus des *always-already* nicht

1 Roger Caillois: Diagonale Wissenschaften. In: Logik des Imaginären. Diagonale Wissenschaft nach Roger Caillois. Band I: Versuchungen durch Natur, Kultur und Imagination. Hg. v. Anne von der Heiden und Sarah Kolb. Berlin 2018. Bd. 1, S. 15–24, hier S. 19.

2 Vgl. die Einleitung von Sarah Kolb. In: Ebd., S. 9–14, und die Beiträge von Rosa Eidelpes: Von der empirischen Imagination zur natürlichen Ästhetik. Caillois' anti-anthropozentrische Theorie der Kunst. In: Ebd., S. 87–114, und Irene Albers: Die Unreinheit der Literatur. Roger Caillois als Literaturtheoretiker. In: Ebd., S. 333–388; weiterhin: Rosa Eidelpes: Entgrenzung der Mimesis. Georges Bataille, Roger Caillois, Michel Leiris. Berlin 2018; Jane Bennett: Influx and Efflux. Writing up with Walt Whitman. Duke University Press 2020; Maria Muhle: Mimetische Milieus. Eine Ästhetik der Reproduktion. Paderborn 2023.

3 So ließe sich zum Beispiel der die Inhalte von Boeckhs Bibliothek integrierende Zugang der Studie von Julia Doborosky verstehen: Der Philologiebegriff August Boeckhs im Spiegel seiner privaten Büchersammlung. Berlin 2020.

zufriedengibt,<sup>4</sup> sondern konkretere Relationen sucht, die unmittelbar an Caillois anschließen und so einen Brückenschlag von der Philologie zur ›diagonalen Wissenschaft‹ ermöglichen könnten, dann wird man die bei Caillois diskutierten partikularen *Praktiken* eher als seinen Theorie-Entwurf im Ganzen zu berücksichtigen haben. Sein proklamiertes diagonalwissenschaftliches Ziel war es ja, »Phänomene zu erklären, die für sich genommen abwegig erscheinen, deren Bedeutung jedoch besser erkannt würde«, wenn man sie »im Zusammenhang betrachten« und die »zahlreichen Außenposten« an der »ausgedehnten Peripherie« der wissenschaftlichen Disziplinen »miteinander [...] verbinden« könnte.<sup>5</sup> In seinem programmatischen Aufsatz zu den »Sciences diagonales« aus dem Jahr 1959 spricht Caillois von »polyvalente[m] Wissen«, das es auf diese Weise »herzustellen« gälte und das durch die »Entzifferung dessen« ermöglicht werde, was er eben als die ›transversalen Vorgehensweisen der Natur‹ benennt.<sup>6</sup>

Mit der Praxis des Entzifferns ist hier immerhin eine genuin philologische Verfahrensweise benannt und somit eine Brücke zwischen Philologie und diagonaler Wissenschaft zumindest angedeutet.<sup>7</sup> Im Folgenden sollen Optionen veranschaulicht werden, wie philologische Praktiken sich – zunächst über diese Brücke – in eine diagonale Wissenschaft eintragen könnten und wie sich solche Relationen ausweiten ließen.

Zu bedenken ist dabei, dass, werkgenetisch gesehen, im Hintergrund nicht nur der von Caillois postulierten diagonalen Wissenschaft insgesamt,<sup>8</sup> sondern von diagonalwissenschaftlichen Entzifferungsprozessen im Besonderen für Caillois stets auch der große Phänomenbereich von Mimese/Mimikry steht (im Französischen, das in der Benennung der Phänomene nicht differenziert, lautet der Begriff einheitlich *mimétisme*<sup>9</sup>). Referenzpunkt bildet hier der zuerst 1935

4 Zu dieser Denk- und Argumentationsfigur vgl. Lisa Gitelman: Always Already New. Media, History and the Data of Culture. Cambridge (Mass.) 2008.

5 Caillois, Diagonale Wissenschaften, S. 19f.

6 Ebd., S. 22.

7 Zum Rekurs auf technische und metaphorische Brücken im *Collège de Sociologie*, dem Caillois angehörte, vgl. Wolfgang Pircher: Heilige Brücken. Über die sakrale Existenzweise technischer Objekte. In: Logik des Imaginären, Bd. II: Spiel/Raum/Kunst/Theorie, S. 305–324.

8 Vgl. Muhle, Mimetische Milieus, S. 17.

9 Zur begrifflichen Abgrenzung bzw. der begrifflichen Einheit im Franzö-

veröffentlichte berühmte Aufsatz »Mimétisme et psychasthénie légendaire« über die Kohärenz zweier scheinbar völlig unabhängiger Phänomene: der mit Fotografien aus dem *Musée d'Histoire Naturelle* unterlegten ›Merkwürdigkeit‹ (im Wortgebrauch des 18. Jahrhunderts) bestimmter Insekten, sich ihrer Umwelt in Form und Farbe anzuvorwandeln, und der unter dem Begriff der Psychasthenie zusammengefassten psychischen Symptomatik. Eine Konvergenz beider Phänomene erkennt Caillois in der Tendenz zur »Depersonalisierung durch Angleichung an den Raum«.<sup>10</sup>

Man könnte sagen: Entziffern ereignet sich im Aufspüren und im vergleichenden Nachvollzug von räumlich konstellierten Ähnlichkeiten, wobei wir eine Art mimetischen Sinn aktivieren, der Ähnliches auf unterschiedlichste Weise mit Ähnlichem in Verbindung bringt. Die diagonalwissenschaftliche Verantwortung, ja Souveränität müsste sich die Philologie unter diesen Voraussetzungen freilich, wenn man Caillois folgt, mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen zumindest teilen. Bereits in seiner Schrift *Cases d'un échiquier* (1970) hatte Caillois darauf hingewiesen, dass die (partielle) Entzifferung der minoischen Linearschriften A und B nicht allein der Leistung von Gräzisten und Philologen, sondern insbesondere einem »spécialiste du décodage de messages secrets« zu verdanken sei.<sup>11</sup> Was Caillois hier zu der Zeit statuierte, in der, mitten im ersten sogenannten ›KI-Winter‹,<sup>12</sup> die Avantgarde der Expertensysteme am Horizont der KI-Forschung auftauchte (und zugleich auch im Jahr, in dem, sehr viel anwendungs näher, der erste Nadeldrucker auf den Markt kam, der Schriftzeichen in eine neue, punktbasierte Existenzweise überführte), ist heute zum *a priori* im gesamten Spektrum der Entzifferungswissenschaften geworden, die ja ihrerseits als diagonalwissenschaftliches Bündel interdisziplinärer Relationen verstanden werden können.<sup>13</sup> Analog zum erneuteten, nunmehr massiven Sichtbarwerden der KI-Forschung könnte man von einem neuen ›Frühling der Entzifferungsforschung‹ sprechen,

sischen vgl. Peter Geble: Der Mimese-Komplex. In: *Ilinx* 2 (2011), S. 186–195, wieder in: Logik des Imaginären 2, S. 89–106.

<sup>10</sup> Roger Caillois: *Meduse & Cie*. Berlin 2007, S. 37.

<sup>11</sup> Vgl. Roger Caillois: *Cases d'un échiquier*. Paris 1970, S. 58.

<sup>12</sup> Vgl. Manuela Lenzen: *Künstliche Intelligenz. Fakten, Chancen, Risiken*. München 2020.

<sup>13</sup> Der Begriff findet sich bereits – publizistisch eher randständig – in: Paul J. Muenzer: *Aufstieg und Niedergang der Entzifferungswissenschaft. Von der Genialität zum Dilettantismus*. München 2001.

nicht nur im Bereich der Altertumswissenschaften: Im Verbund mit materialschonenden und -erhaltenden physikalischen beziehungsweise physikalisch-chemischen Präparations- und Darstellungsmethoden treten neu-alte Zeichenfolgen in Legionen ans Licht, die zu KI-assistierten Entzifferungsanstrengungen herausfordern: Von der fortgesetzten Dekodierungsarbeit an den minoischen Schriften<sup>14</sup> über das Entziffern der verkohlten Handschriften aus Herculaneum,<sup>15</sup> bis hin zu neuen Ansätzen bei der Entzifferung von Keilschriften aus Mesopotamien.<sup>16</sup> Im Kontrast zu solchen großformatigen Anstrengungen sollen in den nachfolgenden drei Fallstudien zunächst mikrophilologische Beobachtungen exponiert werden, die transversale Effekte auf einem anderen Level der Skalierung beschreiben und dabei zunächst auch anderen Fragespuren folgen: Lässt sich der Widerstand gegen das Entziffern-Werden mit mimetischen Prozessen erklären (Beispiel 1)? Bringt die Philologie dabei ein eigenes, spezifisch philologisches Milieu hervor (Beispiel 1 und 2)? Was geschieht im Falle einer Überlagerung dieses ‚philologischen Milieus‘ mit anderen umweltlichen Formationen, zum Beispiel einem spezifisch ökologischen (Beispiel 3)? Und wie verhalten sich diese Formationen zur Ubiquität des Digitalen (Beispiel 3)? Spätestens hier reicht die Fragestellung dann doch auch in die größere Sphäre hinein, in der sich eine grundlegende Neubestimmung des Philologischen im umfassenden Milieu der Digitalität abzeichnet. Dieser Zusammenhang wird im Schlusstableau der Untersuchung freilich nur angedeutet – und dann doch im Modus des *always already* bezeichnet: Philologie war immer schon in Datenzeitaltern situiert, von denen das heutige nur eine Neuauflage ist.<sup>17</sup>

<sup>14</sup> Jiaming Luo, Yuan Cao, Regina Barzilai: Neural Decipherment via Minimum-Cost-Flow: From Ugaritic to Linear B. In: arXiv:1906.06718 (15.3.2025).

<sup>15</sup> Vgl. die unter dem Code-Wort *Vesuvius Challenge* geförderten Projekte: <https://scrollprize.org/> (15.3.32025).

<sup>16</sup> Ernst Stötzner, Timo Homburg, Jan Philipp Bullenkamp, Hubert Mara: R-CNN based PolygonalWedge Detection Learned from Annotated 3D Renderings and Mapped Photographs of Open Data Cuneiform Tablets. In: Eurographics. Workshop on Graphics and Cultural Heritage (2023); <https://diglib.eg.org/server/api/core/bitstreams/3c6dfbc0-6364-487e-828e-13e99444e4d9/content> (15.3.2025).

<sup>17</sup> Die Beispiele sind lose miteinander verbunden durch die philologische Referenzfigur Jean Paul, eine der großen Herausforderungen gegenwärtiger digitaler Editionsarbeit, vgl. Sprachgitter digital: Die historisch-

### Fallbeispiel 1

Suchen wir zunächst ein Beispiel auf, in dem die Entzifferungsproblematik mit der von Caillous beschriebenen Tendenz zum mimesischen Unsichtbar-Werden des Subjekts verbunden ist. Letzteres ist in auffälliger Weise der Fall bei einem der Korrespondenten Jean Paul Friedrich Richters: dem Hofrat Gottfried Schäfer (1745–1800) in Bayreuth. Dieser taucht nur für eine relativ kurze Zeit im Korrespondenzkosmos des Dichters auf, da er sich von einem bestimmten Zeitpunkt an unter fortwährenden Beteuerungen der eigenen Unwürdigkeit aus diesem Zirkel zurückzieht, um dann für einige Jahre bis zu seinem Tod fast unsichtbar zu werden.

In der historisch-kritischen Edition der *Briefe an Jean Paul* (Band 2, Briefe 1794–1797) findet sich ein Brief Schäfers vom 28. Februar 1796,<sup>18</sup> worin ein Wort im Editionsprozess bis kurz vor Drucklegung rätselhaft blieb. Es lässt sich als das *mise en abyme* dieses Verschwindens begreifen.

Schäfer bedankt sich in dem ohne Grußformel einsetzenden Schreiben für die Übersendung des ersten Bandes von Jean Pauls drittem Roman *Blumen- Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel* (erschienen zur Ostermesse 1796 bei Matzdorff in Berlin), geht dann auf politisch-zeitgeschichtliche Fragen ein wie die Eingliederung der 1792 abgetretenen fränkischen Fürstentümer in den preußischen Staat, mit dem sie bis 1806 verbunden bleiben werden, sowie das Verhältnis des zersplitterten Deutschland zum revolutionären Frankreich. Nach der Abschiedsformel folgt schließlich eine Unterschrift, deren Sinn über verschiedene Stufen der Transkription und Textkonstitution hinweg lange Zeit ungeklärt blieb. Während Schäfer in seinen elf weiteren Briefen an Jean Paul vor dem selbstgewählten Rückzug aus der Korrespondenz durchgängig mit seinem Nachnamen in deutscher Kurrentschrift unterzeichnet, signiert er diesen Brief mit einem – im Editionsprozess lange Zeit unleserlichen – Wort in lateinischer Schrift:

kritische Jean-Paul-Ausgabe: <https://www.akademienunion.de/forschung/forschungsprojekte/jean-paul-ausgabe> (15.3.2025).

<sup>18</sup> Jean Paul: Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Begründet von Eduard Berend. Abt. IV, Bd. II, hg. von Dorothea Böck und Jörg Paulus. Berlin 2004, S. 145–146, Nr. 73; im Folgenden erfolgen die Nachweise abgekürzt mit der Sigle SW sowie Abteilungs- und Bandnummer.

»Ihr dankbarer  
XXXXX [?]«

Vor dem Hintergrund dieses spezifischen Unterschiedes und der im Duktus schwer differenzierbaren Zeichenfolge kam es nun darauf an, einen Kontext zu bestimmen, aus dem heraus sich eine sinnvolle Lesung ergeben konnte. Drei Optionen boten sich an: 1) Schäfers frühere Mitgliedschaft in dem – zu diesem Zeitpunkt allerdings längst obsolet gewordenen – Illuminatenorden; 2) seine klandestine familiäre Situation; 3) seine als heteronom empfundene ›Rolle‹ im literarischen Kosmos Jean Pauls. Folgt man der von Maria Muhle jüngst vorgelegten Analyse der mimetischen Politiken im Paris der 1930er- bis 1950er-Jahre – mit Caillois als deren Zentralfigur – so lassen sich, wie sich zeigen wird, alle drei Optionen als Versionen einer mimetischen Politik verstehen.

Ansatz 1: Die Gründung einer geheimen Gesellschaft zur »Überwindung des Individualismus«, wie sie Caillois in den 1930er-Jahren proklamierte, gehörte, wie Muhle darlegt, zu den wichtigen und politisch besonders umstrittenen Vorhaben. Zugleich befand sich, so zeigt Muhle weiter, bei Caillois der im Zuge dieser Bestrebungen sich artikulierende Wunsch nach der Herausbildung starker Gemeinschaften stets in einem oszillierenden Wechselverhältnis mit dem Pol der Selbstauflösung und Dispersion.<sup>19</sup> Was nun Schäfer betrifft, so sprach im Editionsprozess Verschiedenes für, einiges auch gegen die Annahme, dass er in der Unterschrift Schreibpraktiken des Illuminatenordens reaktivierte.<sup>20</sup> Das stärkste Gewicht in dieser Waagschale schien zunächst in der lateinischen Schrift und der Tatsache zu liegen, dass am Ende der Zeichenfolge die lateinische Endung »-us« zu stehen scheint. Diese Konstellation erinnert tatsächlich an Formate der Illuminatenkorrespondenz in Verbindung mit den zumeist aus der griechisch-römischen Geschichte oder Mythologie entlehnten Ordensnamen. Zwar ist die Hervorhebung des Eigennamens durch lateinische Schrift am Ende von Briefen auch in ›normalen‹ Korrespondenzen nicht völlig ungewöhnlich, doch bleibt die Tatsache bestehen, dass Schäfer sonst durchgängig in Kurrentschrift kontrasigniert und somit hier an

<sup>19</sup> Vgl. Muhle, Mimetische Milieus, S. 103.

<sup>20</sup> Schäfers zurückliegende Rolle im Orden wird in der illuminatischen Korrespondenz deutlich, vgl. Reinhard Markner, Monika Neugebauer-Wölk, Hermann Schüttler: Die Korrespondenz des Illuminatenordens. Bd. I: 1776–1781. Berlin, Boston 2005, S. 280.

die ältere Praxis anzuschließen scheint. Die Form des Briefes würde in diesem Falle ein spezifisches Medien-Milieu generieren, wie es für den Illuminaten-Kontext so umfassend wie anschaulich Stephan Gregory herausgearbeitet und analysiert hat.<sup>21</sup> Und doch verweigert sich die Signatur einer genauen Einpassung in dieses Medienmilieu insfern, als kein einziger der geläufigen Ordensnamen mit dem Schriftzug in Übereinstimmung gebracht werden kann, ebensowenig andere verfügbare Namen aus dem Repertoire von Geschichte und Mythologie.

Ansatz 2: Über die Biographie Schäfers jenseits seiner Geheimbundaktivitäten war bisher nur wenig bekannt, was über das Zeugnis der Korrespondenz mit Jean Paul hinausgeht. In Jobst Christoph Ernst von Reichen »Bayreuth« wird er als »würdiger Mann« erwähnt, der sich als Privatgelehrter in der Stadt aufhalte und sich »mit der Erziehung zweyer ihm anvertrauten Kinder« befasse.<sup>22</sup> Im Wesentlichen gestützt auf Belege des Jean-Paul-Briefwechsels ging der große Jean-Paul-Forscher und -Editor Eduard Berend noch davon aus, dass Schäfer mit seiner ihm namentlich nicht eruierbaren Ehefrau und seiner »von ihm [Schäfer] als Pflegetochter angenommenen Nichte Henriette (Jette), Tochter seines Schwagers Dr. Mayer in Wien, später verheiratete Braun« in Bayreuth lebte.<sup>23</sup> Eine erst im Lauf der Editionsarbeit aufgetauchte Handschrift aus Privatbesitz, eine Abschrift der Lebenserinnerungen der von Berend erwähnten Pflegetochter, offenbarte ein vollkommen anderes Bild der Familienkonstellation. Im Zuge von einander ablösenden amourösen Verwicklungen und familiären Besitzansprüchen wurde demnach zunächst »vor der Welt« der Vater zum Onkel, danach die Mutter zur Tante umgewidmet.<sup>24</sup> Jette Mayers Vater war demzufolge nicht Schäfers Schwager, sondern der Ehemann von Schäfers Lebensgefährtin Henrietta geb. von Heeswick, mit der wiederum Schäfer ein uneheliches Kind hatte. Da nun Schäfer in der erweiterten Schlussformel unmittelbar diese klandestine Konstellation aufruft, indem er schreibt: »Ich bin von ganzem Herzen mit Weib' und Kindern / Ihr dankbarer / Xxxxxx [?]«, lag es in einem zweiten Ansatz nahe, diese komplexe, fast romanhaft Patchwork-Konstellation als Entzifferungsschlüssel zu begreifen. Die Verbindung von *Selberlebensbeschreibung* und Brief jedenfalls legte es nahe, den Brieftext mit der

<sup>21</sup> Vgl. Stefan Gregory: Wissen und Geheimnis. Das Experiment des Illuminatenordens. Frankfurt a.M., Basel 2009, insbesondere S. 369-377.

<sup>22</sup> Jobst Christoph Ernst von Reiche: Bayreuth. Bayreuth 1795, S. 78.

<sup>23</sup> Jean Paul: Sämtliche Werke. SW III, Bd. II, Berlin 1958, S. 415-416.

<sup>24</sup> Vgl. Jean Paul: SW IV/2, S. 537-538, Erläuterungen zu Nr. 35.

gelebten Narration in Verbindung zu bringen, die sich später zu dem autobiographischen Fragment Jette Brauns verdichtete.

Jochen Strobel hat in der Tendenz von Briefen, epistoläre und erzählerische Dispositionen zu verschmelzen, eine Funktion wechselseitiger Naturalisierung erkannt: durch Erzählelemente würde die ohnehin vorhandene Naturalisierungstendenz des Briefs – das Postulat ›natürlicher‹ Rede – verstärkt, womit der Brief ein mimetisches Milieu für das Erzählen generiere, in dem »er sich Speicher- und Übertragungsbedürfnissen der beteiligten Personen anschmiegt[e]«.<sup>25</sup> Im vorliegenden ›Problem-‹Fall Schäfer indes war das Bedürfnis der beteiligten Personen widersprüchlich und von klandestinen Motiven überlagert, mit denen offenbar eine Anähnlichung an eine Art zweiter Natur jenseits der gesellschaftlich-familiären Zwangslage einherging, ähnlich dem kindlichen mimetischen »exzessiven« Eskapismus, den Muhle bei Walter Benjamin und Caillois erkennt.<sup>26</sup> Liest man also die Unterschrift nicht so sehr als symbolische Geste (wie im Falle der Illuminaten-Option), sondern als mimetische Geste im Milieu einer auf Täuschung gegründeten epistolär-familiären Situation, als Nachahmung einer narrativen Position, so ergibt sich folgerichtig die Lesung »Narratus«, die von der Graphie her exakt mit dem Schriftzug übereinstimmt.<sup>27</sup>

Und dennoch ist die ›richtige‹ Lesung der Unterschrift als »Narratus« in einem weiteren Verständnis von Richtigkeit dann doch noch immer eine verfehlte Lesung, sofern man sie (allein) mit diesem brieftheoretischen und familiären Subtext hinterlegt und begründet. Denn das Milieu, in das sich die Unterschrift einfügt, ist dann doch noch ein anderes – oder vielmehr: ein weiteres. Die Schlussformel bezieht sich nämlich auch auf den Anfang des Briefes, den Dank für das Exemplar des ersten *Siebenkäs*-Bandes, wo Schäfer seiner Freude über »einen gewissen Traum, den Sie vor einigen Monaten hier verloren«, Ausdruck verleiht. Welcher Traum ist gemeint? Die Historisch-kritische Ausgabe Berends gibt darauf keine hinreichende Antwort, denn im Text der zweiten Auflage, den Berend wiedergibt, steht die entsprechende Passage nicht mehr an der ursprünglichen Stelle, sondern

<sup>25</sup> Jochen Strobel: Narratologie des Briefes. In: Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink, Jochen Strobel (Hg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Bd. I. Berlin, Boston 2020, S. 300–321, hier S. 304.

<sup>26</sup> Vgl. Muhle, Mimetische Milieus, S. 112.

<sup>27</sup> SW IV, Bd. II, S. 145–146, Nr. 73.

ist ans Ende des zweiten Bändchens versetzt. Gemeint ist das »Der Traum im Traum« überschriebene »Zweite Blumenstück« im *Siebenkäs*, dessen Entstehung auf eine durch Schäfer vermittelte Begegnung Jean Pauls mit der österreichischen Fürstin Lichnowsky zurückgeht, der Mutter von Schäfers zweitem Zögling. In der ersten Auflage hat ihn Jean Paul mit einer Fußnote kommentiert: »Wie die Griechen und Römer der Sonne ihre Träume erzählten, so sagt' ich den obigen einer katholischen Fürstin, die ihn veranlasset hatte, da sie eine weite Reise machte, um ihr Kind – das aus dem Boden seines Standes in die Gartenerde eines weisen und edlen Erziehers versetzt ist – zu umarmen.«<sup>28</sup>

Hinter der Fußnote steht für den einen Leser (oder für zwei, falls die Fürstin den Roman gelesen hat) eine persönliche Geschichte. Und von hier aus löst sich das Buchstabenrätsel: Schäfer unterschreibt als ein Individuum, das seine eigene Geschichte in Literatur übertragen sieht, er kontrasigniert also als passive Komplementärfigur zum Erzähler, als ein Erzählter, ein »Narratus« des Narrators Jean Paul. Der Endunterzeichnende gibt sich damit dem Adressaten gegenüber zu erkennen in einer Geste der Unterwerfung unter das Prinzip der Literatur, die Dominanz der Schrift- und Zeichenwelt. Er fügt sich in eine ihm zugewiesene Rolle im Rahmen der mimetischen »Rollen- und Verkleidungsspiele der Menschen«.<sup>29</sup> Das insektengleiche Unsichtbar-Werden Schäfers hinter den »Sprachgittern« von Jean Pauls Textwelt<sup>30</sup> bleibt aber gleichwohl vielfach motiviert und könnte zumindest im digitalen Raum entsprechend vielfältig philologisch repräsentiert werden.<sup>31</sup>

<sup>28</sup> Vgl. hierzu auch Verf.: Gerüchteküche und Geistergesprächswerkstatt. Zur Poetisierung des Skandalösen bei Jean Paul. In: Jahrbuch der Jean Paul Gesellschaft 41, 2006, S. 113–129.

<sup>29</sup> Muhle, Mimetische Milieus, S. 114.

<sup>30</sup> Vgl. Sprachgitter digital.

<sup>31</sup> Der im XML-Schema für die Kodierung separat behandelte *Closer*-Abschnitt des Briefes könnte zum Beispiel erweitert werden durch eine Integration entsprechender Kommentar-und Text-Elemente (z.B. Implementation von Handschrift und Text des autobiographischen Fragments), womit das inhomogene Integral von »Herz[ ], Weib' und Kinder[ ]« und darauf bezogenem »Narratus« aufgefächert wird nach den unterschiedlichen Bezugsebenen, die in diese Relationen inskribiert sind.

## Fallbeispiel 2

Anders als im Falle des Narratus Schäfer gibt es jedoch auch Fälle, in denen Optionen der Textkonstitution miteinander durchaus unvereinbare Milieu-Implikationen haben.

Ein solcher Fall findet sich in einem Brief der Schriftstellerin Amalie Struve (1824–1862) an Helmina von Chézy (1783–1856), eine langjährige Freundin Jean Pauls, vom 19. Dezember 1849 aus London, wohin Struve als gesuchte badische Revolutionärin geflohen war. In dem Brief klagt sie über das harte Leben im Exil und den Verlust der Heimat, aber auch über Streitigkeiten innerhalb der Emigranten-Gemeinschaft. Ein weiteres Thema sind ihre literarischen Pläne, ihre Erinnerungen an die niedergeschlagene badische Revolution<sup>32</sup> und ein in Arbeit befindlicher Roman mit dem Titel *Westminster*.<sup>33</sup> In der Mitte des Briefes findet sich indes eine rätselhafte Passage, die die privaten Lebensumstände der Adressatin zu betreffen scheint. Struve schreibt dort: »Es freut mich daß Du wieder eine Seele gefunden welche Dich versteht; d'antica stiopex, sage mir, wer ist sie? auch ich möchte sie kennen, und grüße sie von mir!«<sup>34</sup>

Zwei Lesarten der in lateinischer Schrift hervorgehobenen Formel »d'antica stiopex« wurden im Editionsprojekt diskutiert, in dem der Brief erschlossen, transkribiert und veröffentlicht wurde.<sup>35</sup> Einerseits lässt sich die Formel anagrammatisch lesen, nämlich als verschlüsselte Frage. Durch Permutation der Buchstaben lässt sich nämlich die Phrase »Dic, an sit poeta« (Sage mir; ob er/sie wohl Dichter sei) generieren. Diese würde sich dann anschließen an die seit dem spätantiken Schulbetrieb diskutierte und in Julius Caesar Scaligers »Poetik« mit weitreichender Wirkung aufgenommene Frage »An Lucanus sit poeta« (ob [der römische Verfasser von historischen Epen] Lukan wohl ein Dichter sei?). Vor dem Hintergrund der allgemein bekannten frühen

<sup>32</sup> Amalie Struve: Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen. Den deutschen Frauen gewidmet. Hamburg 1850.

<sup>33</sup> Amalie Struve: Historische Zeitbilder. I. Westminster. Bremen 1850.

<sup>34</sup> Amalie Struve an Helmina von Chézy, 19.12.1849, Biblioteka Jagiellońska w Krakowie, Sammlung Varnhagen SV 240 Struve Amalie, 19.12.1849, Blatt 3r; abrufbar unter: [https://schriftstellerinnen-varnhagen.eu/briefe/t022-5-brief-von-amalie-struve-an-helmina-von-chezy-london-19-dezember-1849. \(15.3.2025\).](https://schriftstellerinnen-varnhagen.eu/briefe/t022-5-brief-von-amalie-struve-an-helmina-von-chezy-london-19-dezember-1849. (15.3.2025).)

<sup>35</sup> Es handelte sich um das polnisch-deutsche Projekt *Schriftstellerinnen aus der Sammlung Varnhagen. Briefe – Werke – Relationen (2020–2024)*. Vgl. <https://schriftstellerinnen-varnhagen.eu/>.

Vertrautheit Helmina von Chézys mit Jean Paul<sup>36</sup> würde damit wohl erneut auch der berühmteste pseudonyme Dichter der deutschen Literatur in den Blick gerückt.

Die andere Lesart wäre eine defizitäre: als Rückgriff auf eine italienische Wendung »d'antica stirpe« (dt.: »von alter Abstammung«), die dann von der Briefschreiberin bewusst oder unbewusst fehlerhaft reproduziert wäre.

Für die Textkonstitution ergibt sich zunächst natürlich gar kein Unterschied, da man den für die zweite Option vorauszusetzenden Fehler selbstverständlich auch dann *nicht* emendieren würde, wenn man einzig diese zweite Option für philologisch repräsentierungswürdig erachtet. Optiert man hingegen dafür, dass es unentscheidbar bleiben muss, welche der beiden Lesarten die ›richtige‹ ist, dann nimmt man in Kauf, dass zwei in hohem Maße konträre, wenn nicht kontradiktorische Positionen im Untergrund der Edition bestehen bleiben, da ja die anagrammatische Lesart eine Egalität in der Schriftsteller- und Schriftstellerinnen-Republik impliziert. Als philologische Integrationsgestalt ließe sich jedoch erneut Jean Paul aktivieren, der als Revolutionsanhänger in seinen Romanen ja gleichwohl mit einer »antica stirpe«, einer adeligen Herkunft des fiktiven Erzählers »Jean Paul« spielte.

### Fallbeispiel 3

In den ersten beiden Beispielen traten die Milieus, die transversal und auf der Grundlage mimetischer Beziehungen in Korrespondenz gebracht wurden, aus nur wenigen Zeichen umfassenden Inschriften hervor. In dem nun abschließend umrissenen Fall bilden weitläufigere Milieu-Korrespondenzsysteme die Grundlage. Es geht um Schreibkalender des frühen neunzehnten Jahrhunderts.

Am 8. November 1823 schreibt Jean Paul von Bayreuth an den Verleger Johann Friedrich Vieweg in Braunschweig – der Brief ist in seinem Briefbuch, das im Wesentlichen aus Abschriften der ausgehenden Korrespondenzen besteht, festgehalten:

Aber warum ist Ihr so eleganter Schreibkalender (Erinnerungsbuch) ein Kirchhof mit einer blutrothen Mauer? Soll ich denn jeden

<sup>36</sup> Vgl. dazu: Betty Brux-Pinkwart, Jadwiga Kita-Huber, Jörg Paulus: Aus dem Briefwechsel zwischen Helmina von Chézy und Friedrich Apollonius von Maltitz. In: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 2025 (in Vorbereitung).

Tag einen bedeutenden Menschen zu betrauern haben, so daß man ordentlich froh ist, wenn die bestimmten Todesfälle wenigstens durch Schlachten voll unbestimpter abgelöst werden, oder wie heute durch Magdeburgs — Fall? Ist doch hinten nicht eine bloße Verlust- sondern auch Gewinnrechnung geliefert! — Ein Geburtstag eines bedeutenden Wesens hingegen würde mir den ganzen Tag zum rothen Festtag machen.<sup>37</sup>

Im Kommentar mutmaßt Eduard Berend in Bezug auf das erwähnte »Erinnerungsbuch«:

Vieweg [...] hatte [...] ein Exemplar seines »Erinnerungsbuches« auf 1823 übersandt (wohl etwas Ähnliches wie der »Erinnerungs-Almanach« von Hering, vgl. Bd. VII, Nr. 454†). Vielleicht war darin, wie in manchen damaligen Taschenbüchern, hinten eine Rubrik zum Verzeichnen von Gewinn und Verlust im Kartenspiel.<sup>38</sup>

Dass der akribische Philologe Berend sich mit Mutmaßungen begnügen musste, lag fraglos daran, dass solche Schreibkalender bibliographisch schwer nachweisbar waren. In den digitalen Repositorien unserer Zeit sind sie jedoch durchaus aufzufinden. Durchgängig handelt es sich dabei um Exemplare, die, dem Zweck des Mediums entsprechend, verwendet wurden, also schriftliche, zeichnerische oder allgemein: diagrammatische Inschriften enthalten. Es handelt sich also im eigentlichen Sinne um Archivalien.

Die »Erinnerungsbücher« des Vieweg-Verlags, die jeweils auf dem Innentitel als »Schreibkalender« spezifiziert werden, erschienen, dem Verlagskatalog von 1911 zufolge, im Vieweg-Verlag für die Jahre 1804 bis 1817 und dann, nach einer fünfjährigen Pause, noch einmal für das Jahr 1823.<sup>39</sup> Um diese, auch bei Jean Paul thematisierte Ausgabe soll es im Folgenden zunächst gehen.<sup>40</sup>

Von zwei Personen sind mit Notizen versehene Exemplare des Ka-

<sup>37</sup> Jean Paul: SW, Abt. III, Bd. VIII, S. 208, Nr. 348; in der digitalen Edition: [https://www.jeanpaul-edition.de/brief.html?num=VIII\\_348](https://www.jeanpaul-edition.de/brief.html?num=VIII_348).

<sup>38</sup> Ebd., S. 397. Vgl. ergänzend: IV 8, S. 965, Kommentar zu Nr. 214.

<sup>39</sup> Verlagskatalog von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig. 1786–1911. Hg. aus Anlaß des hundertundfünfundzwanzigjährigen Bestehens der Firma, gegr. April 1786. Braunschweig 1911, S. 94.

<sup>40</sup> Erinnerungsbuch für 1823. Schreibkalender. Braunschweig: gedruckt und verlegt bei Friedrich Vieweg [1822].

lenders online abrufbar, jedoch in sehr unterschiedlicher editorischer Aufbereitung: von Friedrich Schleiermacher und von August von Platen-Hallermünde. Im Falle Schleiermachers sind die Eintragungen im Rahmen der Schleiermacher-Edition kritisch ediert,<sup>41</sup> im Falle Platens liegen die Digitalisate (aus der Bayerischen Staatsbibliothek) auf Google Books<sup>42</sup> und im Repatorium der Staatsbibliothek vor.<sup>43</sup>

Für Sonnabend, den 8. November – den Tag, auf den Jean Pauls Brief an Vieweg datiert ist – gibt der Kalender Schleiermachers auf der linken, mit einem Kalender-Raster ausgestatteten Seite folgende gedruckte Informationen vor: Es ist der Namenstag für »Gottfried« und entspricht dem 27. Oktober im »Russischen« (d.i. Julianischen) Kalender. Auf der rechten Seite ist »Capitulation Magdeburg's 1806« verzeichnet; davor zahlreiche Toten-Gedenktage (z.B. für Angelika Kaufmann, † 1807).

Das von Jean Paul beklagte Szenario von individuellen und kollektiven Verlusten ist somit belegbar. Schleiermacher indes reagiert auf andere Art: Er trägt unter die Todesverzeichnungen jeweils Geburtstage ein – auf der Seite, auf die sich Jean Paul bezieht, ist es die Dichterin Lotte (d.i. Charlotte) Pistorius am 5. November. Auf der linken Seite trägt er – seinem Pfarrberuf entsprechend – die vorsonntägliche Routine ein: »Vorbereitung. Mittag bei Prinz August. Abends Studenten«. Auf der nächsten Seite (die Woche beginnt traditionsgemäß mit dem Sonntag) folgt konsequenterweise die »Predigt über Matthäus 9, 35–38«, verbunden mit »Communion, 65 Taufen, 2 Trauungen«, ergänzt um die Notiz »Erster Schnee« und die privaten Ereignisse »Mittag bei Pistor; Abends bei Schedes«.<sup>44</sup>

Der vergleichsweise spärlich ausgefüllte Kalender des Erlanger Studenten August von Platen bleibt am Jahrestag der Kapitulation Magdeburgs leer. Erst in der Folgewoche ist für den 12. November der Besuch einer »Vorlesung« verzeichnet.<sup>45</sup> Ohne im Kalender markiert zu

<sup>41</sup> <https://schleiermacher-digital.de/tageskalender/index.xql> (15.3.2025).

<sup>42</sup> [https://books.google.de/books?id=xPqlwWozPkUC&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs\\_ge\\_summary\\_r&cad=0#v=onepage&q&f=false](https://books.google.de/books?id=xPqlwWozPkUC&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false) (15.3.2025).

<sup>43</sup> <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsbo0107776?page=4,5> (15.3.2025).

<sup>44</sup> <https://schleiermacher-digital.de/tageskalender/detail.xql?id=S0009493&range=11&view=f> (15.3.2025).

<sup>45</sup> Vgl. [https://books.google.de/books?id=xPqlwWozPkUC&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs\\_ge\\_summary\\_r&cad=0#v=onepage&q&f=false](https://books.google.de/books?id=xPqlwWozPkUC&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false) (15.3.2025).



Abb. 1 und 2 Erinnerungsbuch für 1816. Schreibkalender. Braunschweig 1816:  
Vignette Körnernte (August) und Vignette Obsternte (September)  
Privatexemplar (Verf.)

sein, rahmen zwei Begegnungen mit Jean Paul diese Daten: Am 23. August, dem Jahrestag des »Treffen[s] bei Groß Beerens 1813« hatte Platen sich noch mit Jean Paul in Erlangen getroffen, was ohne Resonanz im Kalender blieb. Am 22. Dezember (»Herzogs Friedr. Wilhelm Einzug in Braunschweig 1813«) verzeichnet er »Abschied« – er war auf dem Weg nach Bayreuth, um die Bekanntschaft mit Jean Paul fortzusetzen.

Solcherart sind die Kalender also auf unterschiedliche Art miteinander diagonal verschaltet und auch das nicht erhaltene »Erinnerungsbuch« Jean Pauls wird eingebettet in ein Netz von Bezügen und Korrespondenzen.

Anreichern lässt sich all dies mit Blick auf ein ganzes Ensemble von Schreibkalendern, die sich im Archiv des Vieweg-Verlags erhalten haben und die bislang nicht bibliothekarisch bzw. archivarisch verzeichnet sind.

Vom letzten im Verlag publizierten Kalender (1823) sind dort insgesamt fünf Exemplare in sehr unterschiedlichem Herstellungs- bzw. Gebrauchs-Status vorhanden: Ein brochiertes im Kleinformat, sowie vier in rotes Leder gebundene Ausfertigungen, durch die sich wohl Jean Pauls Bemerkung über den »Kirchhof mit einer blutrothen Mauer« erklärt.

Auch der Umstand, dass am Ende, wie Jean Paul schreibt, nicht nur »eine bloße Verlust- sondern auch Gewinnrechnung geliefert« wird, lässt sich durch das Exemplar verifizieren: Die »Tabellen für Einnahme und Ausgabe oder auch für Gewinn und Verlust« bilden von Anfang an einen invarianten Teil der Vieweg-Kalender – und so auch im Jahr 1823. Dem stehen die mit der Zeit und mit dem Geschmack sich wandelnden Elemente gegenüber:



Das Titelkupfer von 1823 zum Beispiel unterscheidet sich deutlich von denen der älteren Kalender des Verlags, ebenso die Monatsvignetten.

Diagonalwissenschaftlich am spannendsten aber sind die unterschiedlichen Zustands- und Verwendungsweisen der Kalender: Auf der einen Seite gibt es solche, die noch nicht gebunden sind und ganz frei sind von Eintragungen, gleichsam im Rohzustand befindlich. Auf der anderen gibt es gebundene Exemplare in unterschiedlicher Ausfertigung und jeweils mit Eintragungen unterschiedlichster Art, teils verlagsbezogenen, teils alltagsbezogenen. So enthält einer der Kalender für 1816 ganzjährige Wetterprotokolle, die sich im Anhang auf frei beschreibbaren Seiten bis weit in die 1820er-Jahre fortsetzen,<sup>46</sup> womit sich wiederum eine Überkreuzung (und Bestätigung) mit dem »ersten Schnee« des Jahres 1823 in Schleiermachers Kalender ergibt.

Die Kalender werden so zu einem System verschalteter Wetterdatenträger, oftmals schwer entzifferbar in ihrer idiosynkratischen Graphie: ein weites Feld für KI-Anstrengungen der Text- und Zeichenerkennung. Dass just der Kalender von 1816 dieses weitreichende Wetterprotokoll enthält, ist dabei diagonalwissenschaftlich bemerkenswert: War doch das Jahr 1816 das ›Jahr ohne Sommer‹, ein Kälte- und Dürrejahr, verursacht durch einen Ausbruch des Vulkans Tambora im April 1815. Es regnete die ganze Zeit und es war ungewöhnlich kalt. Bekanntlich verdankt sich die Entstehung von Mary Shelleys Roman *Frankenstein* und einiger anderer düsterer literarischer Produkte diesem Umstand. Die vom Kalender vorgegebenen Szenen der Ernte-

<sup>46</sup> Erinnerungsbuch für 1816. Schreibkalender. Braunschweig, gedruckt und verlegt bei Friedrich Vieweg. Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig: Verlagsarchiv [ohne Verzeichnung].

monate Juli, August und September wurden also durch die Realität von Kälte und Regen zur Obsoleszenz verdammt und die Inschriften im Kalender von 1816 bestätigen dies gleichsam im unablässigen performativen Widerspruch der Worte gegen die Bilder.

In diesem doppelten Lichte – dem der vorübergehenden Klimakatastrophe von 1816 und ihren Nachwirkungen sowie dem der Datenatur der Kalender – betrachtet, lassen sich medienphilologisch insbesondere die Abbildungen neu deuten, nämlich als bildliche Präfigurationen datenbezogener Techniken. Letztere schöpfen ja genau aus der Evidenz solcher Darstellungen ihre nicht-bildliche Evidenz: wenn von »Datenernte« (*data harvesting*) die Rede ist, dann stehen im Hintergrund die Ikonographien der Erntemonate, deren Abbildungen im Kalender (Abb. 1 und 2) in deutlichem Kontrast stehen zu den Daten, die in dem im Archiv verwahrten Kalender des Jahres 1816 erhoben wurden bzw. die – in den abgebildeten Beispielen – potentiell hätten für dieses Jahr erhoben werden können. Denn auch die Kalender im ›Rohzustand‹ existieren natürlich *a parte post* nicht unabhängig von der in sie eingeschriebenen Katastrophe. In gleicher Weise lassen sich u.a. Prozesse wie Vorkehrungen gegen Datendiebstahl oder Datenreinigung rückübersetzen in die vordigitalen ruralen Szenarien, die dann nicht so sehr die Datenwelt vorausnehmen würden als vielmehr immer schon Datenwelten gewesen wären. Oder anders ausgedrückt: Daten haben sich immer schon mimetisch in Medien verborgen – und es sind einmal mehr die (in diesem Falle vulkanausbruchsbedingten) Störungen der Ordnung, die sie allererst erkennbar werden lassen.<sup>47</sup>

47 Ausführlicher auf diesen Zusammenhang eingehen werden der Verfasser und Simona Noreik im Beitrag: *(Re-)Source, Lake, Harvest, Orchestra. On the Prefiguration of Technical Data Concepts in NatureCultures*, der für den Tagungsband *(Meta-)Data Orchestration: Connecting Manuscript Collections to Innovate Research* (Krakau, 21.-22.11.2024) vorbereitet wird. Der Verfasser dankt Simona Noreik (Hannover) sowie Bernhard Siegert (Berlin) und Moritz Hiller (Weimar) für Anregungen und Gespräche in diesem Zusammenhang.